

# Inge Deutschkron

## **Leben ohne Liebe – die Zeit danach**

Die Stille weckte mich eines Morgens, eine Stille, wie ich sie nie zuvor empfunden hatte. Geräusche des Krieges hatten sechs Jahre lang die Atmosphäre bestimmt. Dies aber war eine Stille, die man hätte zerschneiden können, so schien es mir, während ich der Sonne zusah, wie sie sich durch den rot getönten Horizont bogelte, der ihr die Kraft gab.

Und alles schien sich dem unterzuordnen. Nichts rührte sich; kein Rascheln der jungen Blätter an den Bäumen, kein Hundegebell zur Begrüßung des Morgens, keine Katze, die ihren Tag bedachte, keine Vögel, wie sie ihr Köpfchen geschwind nach rechts und links drehten, als ob sie Gründe für das Schweigen der Welt um sich herum suchten.

Und dann, ja dann stahl sich die Wahrheit ans Licht. Das Rasseln der Ketten russischer Panzer ließen es mich wissen: der Krieg war zu Ende. Der Kanonendonner war nur noch in meiner Erinnerung zu hören. Ich stellte mich vor die Holztür unseres Verstecks, um den Ereignissen ganz nahe zu sein. Da sah ich ihn: den ersten russischen Soldaten. Er war kaum größer als ich, hatte krumme Beine, asiatisch geformte Augen ein Käppi schief auf seinem Kopf. Langsam schlich er sich näher auf unserer Dorfstraße. Ich brachte ihm ein Glas Wasser und ein Stück Brot – nein, nein winkte er ab, guckte mehrmals in den ehemaligen Ziegenstall, der uns als Versteck diente. Dann sah er mich an. Ein Gespräch war nicht möglich, seine Hand lehnte alles ab. Und so lautlos wie er gekommen war, ging er wieder – einem kleinen Kutter ähnlich, der eine Entdeckung seines Ausflugs in unsere Gefilde fürchtete. Und doch war ich begeistert. Der erste Russe, ein Befreier!

Die Dämmerung setzt schnell ein in diesen Breitengraden und damit auch das Fürchten. Die Schläge der Gewehrkolben an unsere Tür verbunden mit der barschen Aufforderung „Aufmachen“, gefolgt von dem Befehl: „Frau Komm!“. Als ich mich weigerte und meine Mutter den Kommandanten zu sehen forderte, gelang es mir zu entkommen. Ich sprang über Büsche, Hecken und Zäune, erreichte das Haus von Freunden, die mich neuerlich versteckten. Dort suchten mich zwei Russen. Ihnen sei zu Ohren gekommen, ich sei Jüdin wie sie auch. Arglos bestätigte ich das. „Dann lass uns Chasene (= jiddisch für Hochzeit) machen“, rief der eine aus. Seine Augen strahlten wie einer, der seine Beute schon im Köcher sieht. Energisch wies ich ihn ab, sagte, ich verstehe seine Sprache nicht. „Du lügst“, rief er, „Du bist gar keine Jüdin“ und wieder fühlte ich die Pistole auf meiner Brust und rannte, rannte, rannte zu meinem Versteck.

„Ich kann hier nicht länger leben“. Ich schrie es fast meiner Mutter entgegen. Wir saßen in unserem Versteck, einem alten ausrangierten Ziegenstall in einem Vorort von Potsdam, und dachten darüber nach, was aus uns werden sollte. Es war inzwischen Gewissheit, dass ein Wiedersehen mit meinem Vater, der kurz vor Kriegsausbruch noch nach England fliehen konnte, vom Wiederaufbau eines englischen Konsulats in Berlin abhängig war. Niemand wusste uns zu sagen, wann das sein würde – in einem oder in zwei Jahren. So lange würden wir in Potsdam ausharren müssen.

„Sagen Sie uns doch, was Sie benötigen“, forderte die Beamtin, die für die Betreuung der Opfer des Faschismus in der Potsdamer Verwaltung zuständig war. „Wir werden alles tun, um Ihnen zu helfen, damit Sie nach Ihren schrecklichen Erfahrungen in der Nazizeit wieder zu einem normalen Leben zurückkehren können“. Sie bot uns ein Häuschen an, das wir mit anderen Opfern des Faschismus hätten teilen können. Es sei gerade frei ge-

worden. Und mit einem Lächeln fügte sie erklärend hinzu: „Die Nazis fliehen in großer Eile“. In der Tat, die Betten waren noch warm, als wir zur Besichtigung des Hauses kamen. So ähnlich war es auch mit den Hühnern, die wohl erst kurz zuvor geschlachtet worden waren. „Die waren wohl als Wegzehrung gedacht“, kicherte die Beamtin, „der Weg nach Westdeutschland ist ziemlich weit“. Ihre Bemerkung war ein Hinweis auf die allgemeine Meinung in Ostdeutschland, dass die Nazis nun in Westdeutschland ihre Heimat gefunden hätten.

„Ich kann hier nicht länger leben“, wiederholte ich. „Diese kleine Stadt, die Einwohner, die ihre Bürgerlichkeit vor sich her tragen. Ich kann auch nicht in einem Haus wohnen, das möglicherweise einst Juden gehörte mit samt dem schönen antiken Mobiliar“. „Ich verstehe Dich doch“, sagte meine Mutter ein wenig verzweifelt. „Weißt Du auch, wie schwer es mir fällt, in dieser kargen Hütte aus Beton auszuhalten, ohne zu wissen, wie lange noch?“ und sie erklärte mir zum ersten Mal seit dem Be-

ginn unserer Illegalität, dass sie auf 75 Pfund Körpergewicht heruntergekommen sei und nun nicht mehr die Kraft aufbringen könne, unseren „Stall“ etwas wohnlicher zu gestalten.

Während meiner Wanderung von Potsdam nach Berlin, für die sechs Stunden vorgesehen waren, hatte ich genügend Zeit, über das Gespräch mit meiner Mutter nachzudenken. Wir müssen zurück nach Berlin, beschloss ich. Unsere beider Argumente sprachen dafür, dass eine Rückkehr zwingend geworden war. Ich beschleunigte meine Schritte. Nun war es nicht mehr das Grün des Rasens, das mich begleitete. Nun waren es Bäume, die sich wie Schutzschilder um die kaputte Stadt reihten. Von Bomben ziemlich zerfetzt, standen sie dennoch da, als deckten sie die Mauerreste ab, die wie drohende Zeigefinger in den Himmel ragten. Waren sie die Wahrzeichen einer sterbenden Stadt? Meiner Stadt?

Lässig hob die Beamtin am Tresen des Passamtes den Kopf, ihre Augen prüfend auf mich gerichtet und fragte uninteressiert nach meinem Begehren. „Ich brauche einen Reisepass“, sagte ich und fügte erklärend hinzu, dass wir mit einem „Laissez-Passez“, der die noch nicht wieder eingeführten Reisepässe ersetzte, zu meinem Vater nach England reisen konnten. Mein Vater hatte noch kurz vor dem Krieg nach England entkommen können. Und nun wollten wir Drei nach siebenjähriger Trennung entscheiden, wo die Familie sich niederlassen sollte – in England oder in Berlin. Meine Eltern taten sich schwer mit der Entscheidung. Ich indes fand in England der Nachkriegszeit keine Alternative für mich. Nun habe man mir in London geraten, mir einen deutschen Pass bei einem Deutschen Konsulat zu besorgen. Dazu sei ich nun in ihre Behörde gekommen, sagte ich und schob der Beamtin wie gefordert meine Dokumente über den Tresen zu. Sie gab mir ein Formular zum Ausfüllen. Ich schrieb die Einzelheiten zu meiner Person auf. Die Beamtin las schweigend. Zu meinem Erstaunen las sie es

zweimal. Dann entdeckte sie einen Fehler: „Sie haben nur einen Ihrer Vornamen eingetragen. Sie haben aber zwei“ und sie war im Begriff, mir das Formular zur Korrektur wiederzugeben, als ich schallend zu lachen anfing. Ich verwies sie darauf, dass der zweite Vorname von der Nazi-Regierung für jüdische Frauen eingeführt worden sei. Es war eines der ersten Gesetze, die von den Alliierten für ungültig erklärt worden waren. Die Beamtin hielt mir meine Geburtsurkunde hin. In der Tat war dort am Rande vermerkt, dass ich auch noch „Sara“ hieße. „Und damit ist ihr zweiter Vorname gültig“, sagte sie triumphierend, und so würde er auch in meinem Pass erscheinen, sagte sie sehr energisch. Meine Reaktion hatte einen Anflug von Drohung. Als ich den Pass abholte, schob sie ihn mir wortlos zu, die Wut war in ihren Augen sichtbar. Die Art, wie sie mich abfertigte, machte klar, dass sie nicht freiwillig auf den von den Nazis zum Gesetz erhobenen Zusatznamen für jüdische Frauen verzichtet hatte.



Tatsächlich – ich hatte gesiegt! Doch das Gerangel um meinen jüdischen Vornamen verwirrte mich. Wie war es möglich, dass eine Frau mit offensichtlich nazistischen Gedanken im Publikumsverkehr einer Behörde tätig sein durfte, die demokratischen Regeln entsprechend geschaffen worden war? Eine Antwort erhielt ich weder von deutschen Nichtjuden noch von Juden, die überlebt hatten. Höchstens ein hilfloses Achselzucken. Nahum Goldman, Präsident des Jüdischen Weltkongresses, kam im August 1949 nach einer Meinungsumfrage zu dem Ergebnis, dass der Nationalsozialismus in Deutschland keineswegs verschwunden und der Antisemitismus im Ansteigen begriffen sei. Er nannte Zahlen dieser Umfrage in den westlichen Bezirken der Bundesrepublik: „41 Prozent der Befragten zeigten eine tolerante Haltung Juden gegenüber. Eindeutig antisemitische Antworten kamen von 23 Prozent der Wahlberechtigten, 15 Prozent verweigerten eine Stimmabgabe“.

Ich erschrak. Das hatten meine Mutter und ich nicht erwartet. Unsere Wirklichkeit war bis zum Ende des Krieges verbunden gewesen mit der Hoffnung auf ein anderes Deutschland, das dem Bürger Freiheit und Frieden und Gleichberechtigung garantierte. Die Zeugnisse der Morde, für die Deutsche auf Geheiß ihrer verbrecherischen Regierung in ganz Europa verantwortlich geworden waren, waren bekannt, sichtbar und überzeugend dargestellt worden – von Menschen, die getrieben wurden von dem eisernen Willen und dem Wollen, ein demokratisches Deutschland zu schaffen - sich sehr bewusst, dass die erste deutsche Republik zu Hitler geführt hatte.

Die wenigen überlebenden Juden in Berlin kommentierten mit verhaltener Empörung das Resultat der Wahlergebnisse in westdeutschen Zonen der Bundesrepublik. „Man hat das Pferd von hinten aufgezäumt“ erklärten sie, „Hitlerwähler von gestern durften Parlamentswähler von heute sein“. Sie bezogen sich auf die Tatsache, dass

mindestens 53 der gewählten Parlamentarier Mitglied der NSDAP waren. Ein Achtel aller Parlamentssitze wurde also von Abgeordneten der NSDAP eingenommen, die kurz zuvor noch Hitler gefolgt waren. Drei Abgeordnete waren sogar Mitglieder der gefürchteten SS gewesen.

In seiner ersten Regierungserklärung am 20. September 1949 im Deutschen Bundestag erwähnte der Bundeskanzler mit keinem Wort eine Verantwortung der Deutschen gegenüber dem grausamen Schicksal der Juden! Dr. Konrad Adenauer beschränkte sich auf die Feststellung: „Wir halten es für unwürdig und für unglaublich, dass nach allem, was sich in der Zeit des Nationalsozialismus begeben hat, in Deutschland noch Leute sein sollen, die Juden deswegen verfolgen oder verachten, weil sie Juden sind“. In einer späteren Erklärung sagt er fast triumphierend: „Das deutsche Volk hat in seiner überwiegenden Mehrheit die an den Juden begangenen Verbrechen verabscheut und sich nicht an ihnen betei-

ligt. Es hat in der Zeit des Nationalsozialismus im deutschen Volk viele gegeben, die mit eigener Gefährdung, aus religiösen Gründen, aus Gewissensnot, aus Scham über die Schändung des deutschen Namens ihren jüdischen Mitbürgern Hilfsbereitschaft gezeigt haben.“

Ach, hätte dieser Ausspruch doch der Wahrheit entsprochen.

Es ist kein Zufall, dass Adenauer es jahrelang unterlassen hatte, die Schuld des deutschen Volkes zu erwähnen. Als Vertreterin der israelischen Zeitung MAARIV bat ich um ein Interview mit dem deutschen Botschafter in London, Dr. Herbert Blankenhorn, einem engen Vertrauten des Bundeskanzlers. Ich wusste, dass Blankenhorn Mitglied der NSDAP gewesen war, wie viele andere Mitglieder der ersten Bundesregierung auch. Er empfing mich, obwohl ihm meine Meinung bekannt gewesen ist. Und er war bereit, sehr deutlich die Gründe zu nennen, die Adenauer dazu führten, noch kein öffentliches Schuldbekenntnis der Deutschen abzugeben. Für ein of-

fizielles Schuldbekenntnis, so Dr. Herbert Blankenhorn, hätte die psychologische Basis im deutschen Volk erst vorbereitet werden müssen, damit es den Bemühungen der Regierung um eine Versöhnung mit den Juden zustimmt. Es wäre Deutschlands Ansehen in der Welt abträglich gewesen, so Blankenhorn weiter, wenn die deutsche Bevölkerung Widerstand geleistet hätte.

In einem Interview mit einem amerikanischen Journalisten bestätigte Adenauer zwar, dass den Juden Wiedergutmachung zustünde. Er sei schon jetzt bereit, quasi als Symbol für ihre Rechte auf derartige Hilfe zehn Millionen Mark zur Verfügung zu stellen. Er fügte sehr offen hinzu, dass er zunächst sehr viele Probleme seines Landes zu lösen habe, bevor er sich der Wiedergutmachung für jüdische Menschen annehmen könne. John McCloy, der amerikanische Hochkommissar für Deutschland, bezeichnete am 30.07.1949 - sicher nicht zufällig - die Art wie die Deutschen sich den Juden gegenüber verhalten, „als Feuerprobe der deutschen Demokratie“. Er unter-

ließ es jedoch darauf hinzuweisen, dass die meisten Überlebenden aus KZs, Ghettos und der Illegalität zwar nun in Freiheit waren, sich aber in großer Notlage befanden. Ihr Besitz war in den meisten Fällen von den Nazis gestohlen worden. Ihre Lage war äußerst schwierig, und vor allem viele junge Juden verließen Deutschland und suchten meistens in den USA ihr Glück.

Ich war 23 Jahre alt. Meine Zukunft beunruhigte mich sehr. „Inge ist mit ihren Nerven sehr `runter“, schrieb meine Mutter an meinen Vater nach England. „Sie beschäftigt sich unentwegt mit ihrer Zukunft. Ich hatte schon mehrmals Grund, das Schlimmste zu befürchten. Sie fühlt sich um ihre Jugend und alle Chancen zu studieren betrogen. Ich habe Mühe gehabt, ihre Tränen zu stillen“, berichtet meine Mutter; mehrmals erwähnt sie auch Krankheiten, unter denen ich als Folge der Illegalität litt. „Augenblicklich hat sie Wasser in den Beinen, dann wieder alle Arten von Ausschlag, Abszesse, Blutvergiftungen, die Beine sind blau von Erfrierungen. Und

dann keinen vernünftigen Arzt. Die wenigen Ärzte die praktizieren, sind überlaufen und völlig desinteressiert, umso mehr, als es keine Medikamente gibt. Ich fürchte mich vor dem kommenden Winter. Wir besitzen noch nicht einmal Wollhandschuhe oder warme Sachen. Zu allem Überfluss sind unsere Ersparnisse aufgebraucht und Verdienstmöglichkeiten sind gering. Hoffentlich überstehen wir diesen Winter und erfrieren oder verhungern nicht.“

Ich erinnere mich an die erste jüdische Hochzeit nach dem Krieg im Oktober 1945. Es war die Doppelhochzeit der Geschwister Arndt, die mit ihren Partnern und ihren Eltern in Berlin untergetaucht gelebt hatten. Rabbiner Dr. Martin Riesenburger, der von der Gestapo während des Krieges mit der Verwaltung der jüdischen Friedhöfe und mit Beerdigungen, meist aus Mischehen, beauftragt worden war, traute die beiden Paare in der einzigen intakten Synagoge am Fränkelufer. Bei dieser Hochzeit, bei der die Bräute in geborgten Kleidern und Schuhen

unter der Chupa standen, weinten alle Anwesenden hemmungslos, als wäre es eine Trauerfeier und nicht ein Anlass zur Freude. Sie vermissten Ihre Familien, ihre Freunde, die Opfer des Mordens geworden waren, und Nachbarn, die vor den Verfolgungen ihnen nahe gewesen waren, und nun den Umgang mieden.

Am 2. Oktober 1945 schrieb ich an meinen Vater: „Unserer lieben Mutti geht es nicht gut. Ihr Gewicht – 75 Pfund – sagt ja wohl alles. Du kannst mir glauben, dass das was wir in den letzten Jahren durchgemacht haben, sich nicht in die Kleider gesetzt hat und seine Folgen haben muss. Solltest Du uns einmal wiedersehen, so musst Du aus uns erst wieder Menschen machen, die nicht den minderwertigen Trieben den Vorrang geben, sondern auch für das Schöne einen Sinn haben, das es ja auch noch in der Welt geben muss.“

Amerikanische Zigaretten waren es, die uns aus unserer Not erlösten. Das englische Konsulat teilte uns im Au-



gust 1945 mit, dass wir nun nach England zu meinem Vater einreisen könnten. Zu dieser Genehmigung gehörte eine Bedingung: Wir müssten die Reisekosten selber tragen. Meine Mutter war verzweifelt, weinte, wie ich sie noch nie zuvor weinen gesehen hatte, zerbrach sich den Kopf, wer uns helfen könnte. Da es noch keine Bankverbindung zwischen England und Deutschland gab, hatte mein Vater keine Chance. Familie hatten wir nicht mehr, sie waren alle ermordet worden. Von der Stadt Berlin war nichts zu erwarten. Nachts hörte ich das heimliche Schluchzen meiner Mutter. Eines Tages erreichte uns ein Paket; der Absender aus USA war uns unbekannt. Möglicherweise waren die Namen der Überlebenden in den USA bekannt geworden. Die in dem Paket enthaltenen Zigaretten, die damals einer Währung gleichkamen, bezahlten unsere Überfahrt nach England. Von nun an war mir alles egal. Ich war überzeugt, mein Vater würde alle Probleme lösen können. Doch am Hafen von Folkstone gab es eine neue Barriere. Mein „Laissez-Passez“ machte mich zu einer „feindli-

chen Ausländerin“ und damit zu den üblichen Bedingungen Asyl Suchenden. Dieses Mal half die britische Labour Party. Ja, ich hätte in England bleiben können. Doch ich hatte keine Lust mehr, in dieser neuen Phase meines Lebens irgendwo geduldet zu werden und entschied mich schliesslich für die Rückkehr nach Deutschland. Die provisorische Hauptstadt der Bundesrepublik wurde mein Ziel. Die israelische Zeitung MAARIV (= Am Abend) in Tel-Aviv sah in mir eine gute Korrespondentin für Bonn. Ich sprach Englisch und Deutsch, war politisch interessiert und mit jüdischen Wurzeln. Meine Aufgaben waren interessant, und ich lernte mit ihnen umzugehen. Die Berichterstattung vom Auschwitz-Prozess (1963 – 1965) wurde zu einer meiner bedeutendsten Aufgaben.

Auschwitz ? Der Name eines Dorfes, einer Stadt, einer Bahnstation, eines der vielen Konzentrationslager der Nazis ? Eigentlich kannte ihn keiner von uns, wusste nur Vages. Lange blieb er ein Mysterium. In den deutschsprachigen Sendungen der BBC, im Monat November

1942, fiel er eines Tages auf. Undeutlich, ungenau, vage, als Ort des Grauens.

Zehn Jahre nach dem Krieg sichtete ein deutscher Soldat seine Kriegsandenken. Dabei fielen ihm ein paar Dokumente auf, die er während der Belagerung von Breslau auf der Straße aufgelesen hatte. Sie enthielten Dokumente der Vernichtungsaktionen im KZ Auschwitz. Diese Dokumente bildeten später die Grundlage der Klageerhebung des gesamten Prozesses.

„Was wurde aus Ihrer Frau und Ihren drei Kindern“, fragte der Gerichtsvorsitzende den Zeugen David Schmidt, der als Zeuge der Anklage gegen Oswald Kaduk geladen war. „Was aus Ihnen wurde? Sie wurden umgebracht“ antwortete Schmidt. „Woher wissen Sie denn das?“ fragte der Vorsitzende. „Aber sie sind doch nicht mehr da“, rief Schmidt verzweifelt aus.

Je länger ich in diesem schrecklichen Prozess saß, desto klarer wurde mir, wie untauglich die in Deutschland angewandte Strafprozessordnung für diese Art der Verbrechen war. Sie sieht vor, dass dem Angeklagten die Schuld zu beweisen ist. Die Todeslager aber waren so konstruiert, dass Zeugen nur durch Zufall überlebten. Die Zahl der Zeugen war viel zu gering, um dem deutschen Strafrecht zu genügen. Ein präzises Bild vom Ablauf eines einzigen Mordes war selten nachzuzeichnen. In den Todeslagern, die zu nichts anderem als zur Vernichtung von Menschen vorgesehen waren, mußte jeder schuldig werden, der dort Dienst tat. Nur ein Strafrecht, nach dem jene, die in Vernichtungslagern dienten, ihre Unschuld nachzuweisen hätten, hätte die Schuldigen einer gerechten Strafe zuführen können.

Der Justizminister Ewald Bucher hörte mich an; kopfschüttelnd lehnte er meine Gedanken ab. Man müsse sich abfinden, sagte er.

Ein demokratischer Staat sollte keine Gesetze erlassen, die im Gegensatz zum gültigen Recht stünden. Es sei bei den Nazis üblich gewesen, Sondergesetze zu erlassen. In einer Demokratie könne Unrecht nicht durch neues Unrecht getilgt werden, so des Ministers Reaktion.

Wie anders reagierten Deutsche Richter bald im Zusammenhang mit der Verurteilung von RAF-Mitgliedern: Sie erließen ein Sondergesetz nach dem anderen und so schleppte die Demokratie Unrecht mit sich.

Unterschiedliche Urteilsfindungen sind in Deutschland an der Tagesordnung. Sie betreffen nicht selten Prozesse, in denen sich das Gericht mit Verbrechen an Tausenden von Juden befaßt und zu Urteilen kommt, die jüdische Opfer diskriminieren. Stört es die Bevölkerung?

08.02.2015